



BLACKOUT ISLAND

Roman

Sigríður Hagalín Björnsdóttir

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4889

Was passiert, wenn ein ganzes Land plötzlich von der Außenwelt abgeschnitten ist? Die Ressourcen knapp werden? Nicht alle überleben können? Die Menschen zu Selbstversorgern werden, Eltern ihre Kinder suchen, die in Banden hungernd durchs Land irren? Milizen marodieren? Bürgerkriegsähnliche Verhältnisse herrschen?

In einem abgelegenen isländischen Fjord lebt der ehemalige Journalist Hjalti aus Reykjavík unter primitiven Bedingungen auf dem alten Hof seines Großvaters. Er versorgt die Schafe, bewirtschaftet das karge Land und lebt von dem, was er dem Boden und dem Meer abtrotzt. Gesellschaft leistet ihm neben den Schafen nur noch sein Hund. Hjalti führt einen harten Kampf ums Überleben, denn Island ist seit geraumer Zeit von der Außenwelt abgeschottet, seine Lebensgefährtin María und deren Kinder sind von ihm getrennt, ihr Schicksal ist ungewiss. An den langen, einsamen Abenden protokolliert er die Ereignisse, die zu dieser Situation geführt und die ehrgeizige Innenministerin Elín Ólafsdóttir dazu gezwungen haben, den Ausnahmezustand auszurufen.

Sigríður Hagalín Björnsdóttir, geboren 1974, studierte Journalismus in Salamanca, Spanien, und in New York. Sie ist eine in Island sehr bekannte Journalistin und arbeitet für den Icelandic National Broadcasting Service. *Blackout Island* ist ihr erster Roman, der in Island gleich nach Erscheinen auf den Bestsellerlisten stand.

Sigríður Hagalín Björnsdóttir
BLACKOUT ISLAND

Roman

Aus dem Isländischen von
Tina Flecken

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Eyland*,
erschienen bei Benedikt, Reykjavík 2016
© Sigríðíur Hagalín Björnsdóttir, 2016

Für Gummi

Erste Auflage 2018
suhrkamp taschenbuch 4889
Deutsche Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: CPI - Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlagfoto: Jean Marmeisse/plainpicture
Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46889-0

BLACKOUT ISLAND

No man is an Iland, intire of it selfe; every man is a peece of the Continent, a part of the maine; if a Clod bee washed away by the Sea, Europe is the lesse, as well as if a Promontorie were, as well as if a Mannor of thy friends or of thine owne were; any mans death diminishes me, because I am involved in Mankinde: And therefore never send to know for whom the bell tolls; It tolls for thee.

John Donne, 1572-1631

PROLOG

Hört mir zu.

Wir sind hier. Wir leben.

Wir sind über tausend verschiedene Wege miteinander verbunden; Worte, Stimmen, Berührungen, Blutsbande, Geschichten, Lieder, Kabelstränge, Straßen, digitale Mitteilungen. Manchmal auch einfach nur, weil wir dieselbe Sonne über den Himmel wandern sehen, dasselbe Lied im Radio hören, denselben Text vor uns hin summen, gedankenverloren, während wir die Teller vom Abendessen abspülen.

So ist es, wenn man einer Gesellschaft angehört. Oder einer Nation, oder der Menschheit.

Und manchmal passiert etwas, das uns noch fester zusammenschweißt. Hochzeiten, Geburten und Todesfälle verbinden Familien; Katastrophen, Kriege und Sportwettkämpfe vereinen Nationen, bringen die Menschen dazu, im Gleichschritt zu marschieren.

Und manchmal passiert etwas, das die gesamte Menschheit vereint, unser aller Schicksal miteinander verknüpft, als wäre die Gravitation ins Schlingern geraten und die Welt für einen kurzen Moment geschrumpft, enger geworden. Später weiß jeder, wo er war, als es geschah, als die Meldung kam.

Und manchmal wird die Welt so klein, dass sie nur noch aus einem einzigen Menschen besteht. Ein einsamer Mann in einem verlassenen Fjord.

SVANGI

Das Licht bricht durch das Grau, strahlt über den Bergrücken und ergießt sich wie Milch in den Fjord. Das zweite Lamm kommt heraus und fällt auf den steinigen Strand, es ist rostbraun, genau wie das erste.

Blödes Vieh, runter zum Meer zu laufen, zum Gebären, man könnte meinen, es wollte die armen Kleinen ertränken. Ich spüle mir das Blut von den Händen, während das Lamm zusammen mit seinem Geschwisterchen zum Euter wankt. Beide sind munter, obwohl die Mutter ausgemergelt ist, führen einen heldenhaften Kampf gegen die Schwerkraft, zittern auf ihren dünnen Beinchen, mühen sich ab, zur Zitze zu gelangen.

Die Hündin gähnt und legt den Kopf auf die Vorderpfoten, sie ist erschöpft von der Suche nach dem entlaufenen Schaf. Ich halte Ausschau nach Raben und Möwen und anderen ungebetenen Gästen, befürchte, sie könnten sich die Lämmer am Hof schnappen. Wir müssen zurück nach Hause.

Móra fixiert mich mit misstrauischen Schafaugen, kein Hauch von Dankbarkeit oder Gehorsam im Blick. Sie ist mein bestes Schaf, führt stets die Herde an, und die anderen folgen ihr blind. Es verheißt nichts Gutes, dass sie nicht zu Hause gebären will, sondern runter zum Strand läuft, als wollte sie mitten in der Geburt hinaus aufs Meer.

Ich klemme mir unter jeden Arm ein Lamm und mache mich auf den Rückweg. Týra läuft voraus, und die Aue folgt uns blökend, lässt es sich aber nicht nehmen, die ersten blassen Halme auszurupfen. Der Frühling kommt zeitig dieses Jahr. Vielleicht wird es ein trügerischer Frühling mit Frost bis in den Juni. Hier ist nicht viel zu holen.

Tau tropft vom welken Gras, die Straße hat sich in ein Bachbett verwandelt, hin und wieder hört man donnernde Erdrutsche an Felshängen und Klippen, wenn der Winter den Fjord aus seinen Klauen entlässt und Schneewechten und Bruchgestein ins Meer stürzen. Jedes Mal steht das Herz für einen Moment still, und der geschundene Leib zuckt zusammen – jetzt kommen sie, jetzt haben sie mich entdeckt, zur Hölle mit ihnen.

Noch nicht.

Die Rastlosigkeit hat mich schon mehrmals fjordauswärts die Hänge hinaufgetrieben, um von dort über mein kleines Königreich zu blicken, diesen kargen Grund. Ich muss mich vergewissern, dass es zwischen Felsen und Gestrüpp gut versteckt liegt, das verlassene Gehöft, in dem seit Jahrzehnten niemand mehr gelebt hat, das Haus, das einst einen anderen, optimistischeren Namen trug, aber nun Svangi, der Hungrige, heißt. Der Name wird das Schicksal nicht herausfordern, darauf vertraue ich.

Der wolkenlose Himmel wirft keinen Schatten, ich sehe nirgends Rauch, höre weder Hundegebell noch menschliche Stimmen oder Motorengeräusche. Doch ich traue der Stille nicht, ruhig Blut, husche zum Haus wie ein Fuchs in seinen Bau, wie ein Flohkrebs unter einen Stein, wie ein Geächteter mit zwei gestohlenen Lämmern. Das Tageslicht ist ein verräterischer Freund, aber ich hüte mich davor, es zu verfluchen, nach dem schwarzen, nicht enden wollenden Winter.

Ich lasse Móra und die Lämmer auf die Wiese zu den anderen Schafen, will dann ins Haus. In der Türöffnung bleibe ich stehen, schließe die Augen und atme tief ein, der Geruch im Haus ist erdig und merkwürdig tröstlich, es riecht nach Feuchtigkeit, Schafmist und nassem Hund. Früher war der

Türrahmen einmal weiß gestrichen, aber jetzt ist das Holz schmutziggrau, fühlt sich glatt und geschmeidig an wie der Arm einer Frau, und ich streiche darüber, als ich ins Haus gehe. Eine Marotte, eine von tausend kleinen Angewohnheiten, die mein Dasein ausfüllen, die mich ablenken, wenigstens ein bisschen.

Acht Stufen führen hinauf zum Dachboden und in die alte Wohn- und Schlafstube, wo mein Tagebuch auf dem Schreibpult unter dem kleinen Fenster auf mich wartet. Die Seiten sind vergilbt und feucht, heute ist der 15. Mai, grob geschätzt. Wolkenlos, windstill, acht Grad. Móra hat zwei rostrote Zibbenlämmer geboren. Könnte schlimmer sein.

Ich wickele mich in die Decken, nehme die Fingerhandschuhe aus der Schublade und vermeide es, zu dem kleinen gusseisernen Ofen zu schauen. Das Wetter ist zu schön, um ihn anzuzünden, da könnte ich gleich eine Signalarakete abschießen.

Es gibt nichts zu tun außer schreiben, sich erinnern und schreiben. Früher bezeichnete ich mich immer als Dokumentar der Gegenwart und fand das ziemlich cool. Das passt gut, denn jetzt kann ich eine Chronik der zurückliegenden Ereignisse schreiben, das Verlorene beweinen, die Vergangenheit bezwingen, mir ins Gedächtnis rufen, wie die Verbindung abbriss, wie das Licht schwächer wurde, wie die Dunkelheit hereinbrach.

HJALTI

Hjalti Ingólfsson weiß noch, wo er war, als er von dem Anschlag auf die Zwillingstürme in New York erfuhr. Er saß in einer überteuerten Tapas-Bar in Kopenhagen und überlegte gerade, ob er die Riesengarnelen in die Küche zurückgehen lassen sollte. Eben waren die Kellner noch geschäftig durchs Lokal geeilt, aber jetzt hatten sie sich in Luft aufgelöst. Er entschuldigte sich bei seiner Begleitung, einer dänischen Kommilitonin aus der Internationalen Politikwissenschaft, die seine Einladung auf einen Drink nach der Uni offenbar aus purem Mitleid angenommen hatte, und machte sich auf die Suche. Er landete schließlich in der Küche, wo die Mitarbeiter des Restaurants dicht gedrängt vor einem Fernseher standen und zuschauten, wie sich ein Passagierflugzeug durch einen Wolkenkratzer bohrte wie eine Messerklinge durch ein Stück Butter. Hjalti machte auf dem Absatz kehrt, verließ die Küche durch die Flügeltür, setzte sich wieder auf seinen Platz und berichtete dem Mädchen, dass alle Kellner in der Küche seien und einen Katastrophenfilm anschauen würden. Sie lachte zum ersten Mal an diesem verhangenen Nachmittag, trank ihren Weißwein aus und fragte ihn, ob sie seine Mitschrift kopieren dürfe.

Erst auf dem Nachhauseweg, als er an den Elektrogeschäften in der Vesterbrogade vorbeikam, wurde ihm klar, dass hier nicht in allen Fernsehern derselbe Film gezeigt wurde; dass die Welt zu einer kleinen Kugel zusammengesprengt worden war, während er in einem dämmerigen Lokal gesessen und mit einer Gabel in ein paar matschigen Garnelen herumgestochert hatte, ohne die geringste Hoffnung, dass sich seine Begleitung jemals dazu herablassen würde,

mit ihm zu schlafen; dass von nun an nichts mehr so sein würde, wie es vorher war.

~

Viel später, in einem ganz anderen Leben denkt Hjalti in einer kleinen Küche im Hlíðar-Viertel in Reykjavík darüber nach, ob dieses Ereignis dazu geführt hat, dass er beschloss, kochen zu lernen. Er nippt an seinem trockenen Sherry, schaut auf den Küchentisch, wo das eingeschweißte Fleisch in einem lauwarmen Wasserbad schwimmt. Vielleicht hat er nicht alles geschafft, was er sich vorgenommen hatte, hat keine Karriere in Internationaler Politikwissenschaft gemacht, war nie Korrespondent im Irak oder in Afghanistan, aber heute Abend wird er seine Gäste mit einem perfekten Rinderfilet Sous-vide verblüffen.

María ist noch nicht zu Hause, er weiß, dass sie seine Begeisterung für dieses Gericht nicht teilt. Das ist kein Kochen, sagt sie, das ist ein chemisches Experiment. Wenn man ein rohes Stück Fleisch in eine brutzelnde Pfanne legt und hineinsticht, um herauszufinden, ob es schon gar ist – das ist echtes Können, Risiko, wahre Kochkunst. Aber das da, sagt sie naserümpfend, ist die Kastration eines tapferen Stiers.

Hjalti schleift ein Messer, um Pilze zu hacken. Ihr Zusammenleben ist nicht so angenehm, wie er es sich vorgestellt hat.

Als die Freunde kommen, ist alles perfekt vorbereitet, das Gratin köchelt im Ofen vor sich hin, der Salat ist fertig, die Sauce Béarnaise wartet in einer Schüssel über heißem Wasser, fehlt nur noch das Fleisch, dann kann er die Köstlichkeiten auftragen.

Und auf María warten. Er lächelt entschuldigend, während er den Gästen die Mäntel abnimmt und aufhängt, sie ist noch bei der Probe, hat sich ein bisschen verspätet.

Er mixt Drinks, Gin mit teurem Tonic und Gurkenscheibe. Im Wohnzimmer stoßen sie an, schauen sich lächelnd über die braunen Kristallgläser hinweg in die Augen. In den dunkelsten Monaten des Jahres ist es wichtig, dass man Freunde trifft und gesellige Abende miteinander verbringt, über die Arbeit redet, über die Medien, Politik, Wirtschaft, ein Gruppenfoto macht, um es anschließend auf Instagram zu posten. Prost! Auf uns!

Endlich kommt María wie ein Wirbelsturm, entschuldigt sich freundlich lächelnd, begrüßt die Gäste mit Küsschen, äußert sich anerkennend über den Essensduft, hat sogar daran gedacht, Erdbeeren fürs Dessert zu kaufen, und kippt ihren Drink herunter, während die anderen die Reste schlürfen, die Eiswürfel in ihren leeren Gläsern klirren lassen. Sie lacht mit seinen Freunden, schwatzt mit deren Frauen, erzählt von der Probe, zeigt ihnen die Schwielen an ihren Fingerkuppen und legt irgendeine abgedrehte Musik auf, während alle am Tisch Platz nehmen, attraktiv, charmant, immer ein bisschen exotisch. Dann mustert sie den Tisch, wo sollen die Kinder sitzen?

Die Kinder?

Meine Kinder, erinnerst du dich an sie?

Ach, die hatte ich gar nicht mit eingeplant, sagt er. Sollen wir ihnen nicht einfach eine Pizza bestellen?

Eiskaltes Schweigen legt sich über den Tisch, María ist blass um die Nase geworden, die Gäste schauen auf ihre Teller.

Sie steht auf, holt zwei Teller, Messer, Gabeln und Gläser

und stellt alles auf den Tisch, ruft dann nach den Kindern, ohne Hjalti eines Blickes zu würdigen. Elías kommt sofort, ordentlich gekleidet in einem Hemd, grüßt schüchtern und setzt sich dicht neben seine Mutter. Margrét nimmt neben Hjalti Platz und blickt herausfordernd in die Runde.

Hjalti lächelt breit und beginnt, das Fleisch zu portionieren, es müsste reichen, wenn María und er sich nur einmal nehmen. Darf ich euch die Überraschungsgäste des heutigen Abends vorstellen, das sind der junge Elías und ihre salbungsvolle Exzellenz, Margrét.

Als Margrét nach dem Gratin greift, klopf er ihr leicht auf den Handrücken, es wurde noch nicht guten Appetit gewünscht, meine Liebe, normalerweise nehmen sich die Gäste zuerst.

Margrét starrt ihn an, und María springt auf, besten Dank, ich kann meine Kinder selbst erziehen, und danach ist der Abend im Eimer. Die Gespräche beim Essen sind gezwungen, kommen nicht richtig in Gang, die Kinder haben keinen Appetit und flüchten schnell in ihre Zimmer. María kippt sich einen Rotwein nach dem anderen hinter die Binde und scheint es nicht erwarten zu können, die Gäste loszuwerden. Hjalti scharwenzelt beflissen um seine Freunde herum, lacht zu laut über ihre Witze und lässt auf dem Weg in die Küche einen Teller fallen, der auf dem Boden zerbricht.

Zum Nachtisch essen sie Marías Karamellpudding, interessant, sagt Halldór und schiebt das hellbraune Gelee auf seinem Teller hin und her. Sie trinken Calvados zum Kaffee und bedanken sich für den wundervollen Abend, nächstes Mal müsst ihr zu uns kommen, und sind weg.

María und Hjalti bleiben allein in der Küche zurück, stehen in den Trümmern des misslungenen Abends und schrei-

en sich bis tief in die Nacht hinein an. Ihre Wortgefechte sind nie harmlos, sie stehen sich in ihrer Wut und Schlagfertigkeit in nichts nach, es fällt ihnen leicht, den anderen zu verletzen. Dieser Streit ist der schlimmste in ihrer kurzen, stürmischen Beziehung. Elías öffnet leise die Tür zum Zimmer seiner Schwester, sie streckt die Hand nach ihm aus, lässt ihn unter ihre Bettdecke schlüpfen und hält ihn im Arm, während sie mitanhören, wie ihre Mutter mit ihrem Lebensgefährten Schluss macht.

~

Nach diesem Wochenende wird María ihn verlassen. Sie weint, aber er hat das Gefühl, dass sie schon weg ist, fühlt sich einfach nur erleichtert, wenn er sie anschaut, ihr gräuliches Gesicht mit den dunklen Ringen unter den Augen, eingesunken und glasig von Schlafmangel und Frust. Ihre Stimmen sind rau und tonlos, als endlich der Montag anbricht.

Also, ich muss zur Arbeit, sagt er. Sie nickt betrübt.

Ich packe, wenn du weg bist, Hjalti. Ich nehme unsere Klamotten und Bücher, die Instrumente und die Sachen der Kinder mit, den Rest können wir später durchsehen.

Jalti. Nach fünfzehn Jahren in Island kann sie immer noch kein H am Wortanfang aussprechen, ihre Herkunft scheint immer durch, wie sehr sie sich auch bemüht. Bei ihren ausufernden Streits kommt sie immer irgendwann aus dem Konzept, und die Grammatik lässt sie im Stich. Es ist ein ungleiches Spiel, aber er kann sich nicht beherrschen, korrigiert sie wie ein kleines Kind, barsch, überheblich. Ich heiße nicht Jalti, wann kapiertest du das endlich?

Sie will zu ihrer Freundin Inga, die Kinder sind schon seit

Samstagmorgen bei ihr, während sie die Sache beendet, den Kadaver ihrer Liebesbeziehung obduziert und zerstückelt haben, du hast alles kaputtgemacht, ich bin nun mal so, du bekommst dieses Teil und ich jenes.

Er geht unter die Dusche und rasiert sich, blickt dem Single-Mann im Spiegel in die Augen. Als er aus dem Bad kommt, hockt María immer noch da und stiert auf den Boden, die schwarzen Haare fallen ihr ins Gesicht und auf die schmalen Schultern. Sie trägt diesen Pulli, der ihren weiblichen Formen schmeichelt, wie er früher einmal fand, ihren kleinen, weichen Brüsten, jetzt kauert sie wie ein Sack auf dem Sofa.

Sie schaut auf. Du bist ein selbstsüchtiges, egoistisches Kind!

Die Müdigkeit überkommt ihn in Wellen, er würde alles geben, um diese Diskussion zu beenden, einfach so zu tun, als wäre das alles nie passiert.

Ich hab mein Bestes gegeben.

Dein Bestes war so gut wie nichts.

~

Er geht zu Fuß zur Arbeit, denn die Vorstellung, die Autoscheiben freikratzen und sich in den kalten Wagen setzen zu müssen, schreckt ihn ab. Der Januarmorgen ist genauso hart und schwarz wie das Glatteis auf den Straßen, seine Lunge brennt in der Kälte. Er geht so schnell, wie es bei dieser Witterung möglich ist, seine Schuhsohlen schlingern über das Eis, und der Mantel taugt nichts bei dem eiskalten Wind. Er begegnet niemandem, bis auf zwei Raben, die im Schein einer Straßenlaterne miteinander plänkeln, sich abwechselnd

vom Laternenpfahl stürzen, wieder hochschießen, kurz bevor sie den Boden berühren, einen großen Bogen am Himmel ziehen und erneut auf dem Pfahl landen, krächzend und lachend.

So früh sind erst wenige Kollegen auf der Arbeit, und die Nachrichtenleiterin mustert ihn forschend.

Du siehst ja topfit aus. Bist du krank?

Er wirft ihr einen genervten Blick zu, holt sich einen Kaffee, setzt sich an seinen Schreibtisch und fährt den Computer hoch. Über Nacht ist nicht viel Neues passiert, die Webseiten bringen Kommentare zu alten Meldungen.

Nach und nach trudeln die Kollegen ein, grüßen müde und machen ihre Computer und Lampen an. Die Schreibtische werden zu warmen Lichtkugeln in dem schummrigen Saal, sie biegen sich unter staubigem Weihnachtsschmuck und Stapeln von Papier.

Das Morgenmeeting ist zäh, Úlfhildur baut auf die Auslandsabteilung und die Flüchtlingskonferenz in Berlin, die Kollegen von der Inlandsabteilung sollen erste vage Hinweise verfolgen, die womöglich zu etwas Berichtenswertem führen, oder sich weiter auf die ausgelatschte Spur alter Themen begeben.

Vielleicht ruft ja noch jemand an, murmelt Hjalti in seine Kaffeetasse.

Ja, vielleicht ruft noch jemand an, wiederholt sie grinzend. Alles okay mit dir?, fragt sie ihn nach dem Meeting. Du siehst echt scheiße aus.

Hab schlecht geschlafen, sagt er. Gib mir ein paar Tassen Kaffee, dann geht's schon wieder.

Er überlegt, Leifur anzurufen und ihm von den Ereignissen des Wochenendes zu erzählen, verschiebt es aber, hat